



UND DOCH BLEIBT ES EIN WUNDER AUS EINER FERNEN WELT

Samstag, 14. Januar 2017 – Calicut (Indien) Hafen

11.264324,75.766192

Es dauert eine Weile, ehe die Männer mich bemerken. Ich habe mich im Schatten hoher Türme aus bunten Plastikboxen hingesezt und sehe ihnen zu, wie sie Garnelen an Land schaffen – mit höchster Aufmerksamkeit beobachtet von weißen Reihern, die auf den Boxen hin und her staksen. Sie haben das Heck ihres hölzernen Kahns auf den Strand gezogen, derweilen sich der Bug in der Brandung sanft hin und her bewegt. Es gibt im Hafen von Calicut keine Mole und keinen Steg, an dem die Boote ihren Fang löschen können. Ja der Hafen ist im Grunde einfach ein Stück Strand mit einem Schluck Meer davor, geschützt von zwei weit geschwungenen Wällen aus Steinblöcken, an denen sich die Wogen des Arabischen Meeres brechen.

Die größeren Boote sind auf dem Wasser an Bojen vertäut, die kleineren liegen an Land. Die Männer wuchten sich die tropfenden Kisten auf ihre Köpfe und tragen sie zu einer flachen Halle, wo die Garnelen sortiert und an Zwischenhändler verkauft werden. Die Träger haben blaue Kopftücher und bräunlich-graue Hüte auf, die Haut und Haar vor Reibung schützen. Sie tragen auch T-Shirts mit Nummern, veritable Uniformen, deren unterschiedlich verwaschene Indigotöne mich an die Wagen der Indian Railways erinnern, die ja auch meist bloß im Schrittempo durch die Landschaft rollen. Die Fischer hingegen tragen Hemden in allen möglichen Farben und haben sich helle Tücher dick um die Stirnen geschlungen. Das verleiht ihrem Aussehen für mein Auge etwas



Forsches, etwas Abenteuerliches – mit solchen Tüchern hat meine kindliche Phantasie die Matrosen von Sindbad bekleidet.

Natürlich habe ich gewusst, dass ich im Hafen von Calicut keine Spuren der großen Geschichte dieses Ortes finden würde – trotzdem bin ich hergekommen, es musste einfach sein. Von hier also stammten einst die Gewürze, nach denen das mittelalterlichen Europa so verrückt gewesen war. Das hier war das Land, wo der Pfeffer wuchs, die Küste von Malabar – und Calicut, neben dem 1341 abgesoffenen Hafen von Muziris, das wichtigste Zentrum des Handels. Jahrhundertlang schifften Arabische Seefahrer vom Persischen Golf aus hier-

her, um Gewürze an Bord zu nehmen. In Alexandria verkauften sie diese an die Venezianer, die seit dem 9. Jahrhundert das Mittelmeer beherrschten. In Venedig übernahmen oft Augsburger oder Nürnberger Kaufleute die Ware und schafften sie auf dem Rücken ihrer Maultiere über die Alpen, wo sie den Pfeffer und die anderen Wunderdinge mit bis zu 600prozentigem Aufschlag an ihre gewürzgierige Kundschaften verhökerten. Wenn also ein Pfefferkorn hier in Calicut an Bord eines Schiffes kam, dann war das der Anfang einer ziemlich langen Reise, die es durch so manche Realität hindurch geführt haben dürfte, bis es endlich auf der Tafel eines deutschen Edelmannes in einem Schweinebraten sein Ende fand.

Die Pfeffersäcke, wie die Händler nördlich der Alpen voller Abscheu und Bewunderung geheißt wurden, dürften kaum eine Ahnung gehabt haben, woher diese Gewürze tatsächlich stammten. Die Araber nämlich, die sich von den Monsunwinden bequem hin und her blasen ließen, schützten ihr äußerst profitables Geschäft, indem sie wilde Legenden über den Ursprung ihrer Ware erfanden. Zum Beispiel, die Pfeffergärten würden von Schlangen bewacht, welchen man mit Feuer den Garaus machen müsse. Allerdings dürften auch





viele Araber nur die Hälfte der Geschichte gekannt haben. Pfeffer, Ingwer, Kurkuma und Kardamom wuchsen zwar im Hinterland der Malabarküste, Muskat, Nelken oder Zimt aber gelangten – oft teilweise auch auf dem Landweg – von Sri Lanka oder gar von Südostasien nach Kerala.

In Calicut trafen sich damals Händler aus so vielen Kulturen, dass kaum zwei dieselbe Sprache beherrschten. In der Stadt entwickelte sich deshalb ein eigenes System aus Fingerzeichen, das es den verschiedenen Kaufleuten gestattete, trotzdem miteinander ins Geschäft zu kommen. Das muss ganz gut funktioniert haben, viele hundert Jahre lang – kein Wunder also, waren die Portugiesen nicht sehr willkommen, als sie hier nach Vasco da Gamas Landung 1498 das ganze Business übernehmen wollten.

Wahrscheinlich dürfte es bis zur Zerstörung Calicuts durch die gekränkten Europäer hier ähnlich ausgesehen haben wie heute. Sicher wurden viele Geschäfte direkt über die Reling abgewickelt, die Füße im Sand oder im seichten Wasser. Sicher gab es schon damals fliegende Händler zu Hauff, die sauer eingelegtes Gemüse, süßes Obst, gefüllte Muscheln, frittierte Bananen und allerlei farbenfrohe Getränke verkauften. Sicher tummelten

sich auch damals zwischen den Menschen zahllose Hunde in der Hoffnung, dass da oder dort etwas für sie abfallen könnte. Auch die Milane, Möwen, Reiher und Krähen, die jetzt über den Fischern kreisen, dürften zu jener Zeit schon genauso den Flugraum über den Köpfen der Seefahrer beherrscht haben. Nur, mit Gewürzen und Gold, chinesischer Lackware, Keramik und Teakholz handelt heute am Strand von Calicut niemand mehr. Wenn gegenwärtig noch etwas von hier aus in die arabische Welt verschickt wird, dann sind das Vertragsarbeiter, die dann in den Hotels von Dubai schuften, Dattergreise im Rollstuhl über die Bazare von Sharjah schieben oder auf den Baustellen von Katar in der Sonne braten.

Jetzt haben die Männer mich bemerkt und winken mich herbei. Sie wollen fotografiert werden und werfen sich lachend in Pose. Drei der Träger umringen mich und beginnen neugierig an meinem Rucksack zu zupfen, meine Sonnenbrille und meinen Hut aufzusetzen, meinen Notizblock zu studieren. Alles scheint sie zu interessieren und ich komme mir auf einmal vor wie ein exotisches Strandgut, das ihnen die Arabische See eben vor die Füße gespült hat. Und bis zu einem gewissen Grad bin ich das wohl auch, denn





so etwas wie Touristen gibt es im modernen Calicut kaum.

Einer der Männer spricht Englisch und stellte sich mir als Amin vor. Er hat ein freundliches, ein kluges Gesicht, und so lasse ich mich von ihm gerne ausfragen. Im Gegenzug erzählt er mir von den Garnelen, die sie unweit der Küste in nicht sehr tiefem Wasser fangen – mit Hilfe von Netzen, die über den Meeresboden gezogen werden.

Warum ich denn in den Hafen gekommen sei, fragt er mich schließlich. Ich behaupte etwas unbeholfen, dass mich die farbigen Plastikkisten angelockt hätten. Amin verdreht vielsagend die Augen. Ja, die Kisten, sagt er. Vor einigen Jahren habe ein Freund sich aus solchen Kisten ein Floss gebaut und sein damit nach Norden gesegelt. Die Sommerwinde hätten ihn bis nach Oman getrieben, wo er die Tochter eines Scheichs geheiratet habe. Seither schwimme er im Geld und schicke seiner Mutter regelmäßig teure Tücher, seinen Brüdern Spülmaschinen und seinen Schwestern kostbaren Schmuck.

Die Spülmaschinen nehme ich Amin gerne ab, aber das mit den Kisten will ich nicht glauben, die seien doch voller Löcher, wie man denn daraus einen Schwimmkörper bauen könne?

Doch, das sei durchaus möglich, beharrt Amin, tritt einen Schritt zurück und führt dann beide Hände in einem Viertelkreis von der Hüfte nach oben, die kraftvolle Geste soll zweifellos mächtigen Auftrieb bedeuten. Wie, um mir zu beweisen, dass es möglich ist, hebt er dann die zerbrochene Plastikverschalung eines Cutters vom Boden auf und zeichnet damit ein Floss mit Segel auf den Strand. So, genau so habe das Schiff ausgesehen, behauptet er.

Ich habe trotzdem meine Zweifel. Doch da knackst es heftig aus den großen Lautsprechern, die südlich des Hafens am Strand aufgestellt sind. Ich bin vor einer Stunde daran vorbeigegangen und habe mich über den enormen Aufwand gewundert, mit dem man hier vorbereitet, was auf großen Bannern als Jammata-e-Islami District Conference angekündigt ist – man hat sogar ein ganzes System aus Wasserleitungen und Becken auf dem Strand installiert, damit sich die Gläubigen vor dem Abendgebet reinigen können. Eine Stimme begrüßt nun die ersten Gäste im Namen Allahs. Sie hört sich indes gar nicht wie die Stimme eines religiösen Führers oder eines Theologen an – eher wie die eines Verkäufers, der Kunden anlocken will. Und plötzlich fällt es mir



wie Schuppen von den Augen. Natürlich! Das sind hier keine Nachfahren der Moguln, die vom 16. bis in 19. Jahrhundert hinein über große Teile Indiens geherrscht haben, das sind Urenkel der arabischen Händler, die hier schon vor den Römern und auch wieder nach dem Untergang des Reiches Jahrhunderte lang aktiv waren: Juden, Christen und ab dem 7. Jahrhundert immer mehr Anhänger des Islam.

Habe ich erst nirgends Spuren der großen Händlerstadt von einst ausmachen können, sehe ich sie nun plötzlich überall – auch in den Gesichtern der Träger und Fischer scheinen mir jetzt die verschiedensten Einflüsse durcheinander zu purzeln. Klar, dass da auch ein Sindbad dazugehört, ein mystischer Seefahrer aus ihren Reihen, der furchtlos aufgebrochen ist, sich seine Träume zu erfüllen.

Und, vielleicht ist das ja auch der Grund, warum ich selbst hierhergekommen bin – um meiner Träume willen. Denn, auch wenn ich heute fast täglich mit den exotischsten Spezien hantiere, so bleiben doch Kardamom und Kurkuma, Ingwer und Pfeffer für mich das, was sie schon für meine Vorfahren vor tausend Jahren waren: ein Wunder aus einer fremden Welt, das, so wohlfeil es heu-

te auch zu haben ist, für mich doch immer noch keine Selbstverständlichkeit darstellt. Ein Wunder aus einer fernen Welt auch, die, so oft ich sie auch bereisen mag und so viele ihrer Eigenarten mir nahe werden mögen, doch immer eine ferne Welt bleiben wird.